

Die Russen kommen ...

Die Befreiungskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45

Band VI/14

Einmarsch der sowjetischen und US-Truppen in die Tschechoslowakei

Zustände während des tschechischen Aufstandes in Prag im Mai 1945, Abtransport nach Sorau im Juni 1945

Erlebnisbericht der Nachrichtenhelferin A. L. (x005/138-140): >>Im April 1945 wurde ich als Nachrichtenhelferin nach Prag versetzt. In den ersten Maitagen bekam ich, nachdem ich meine Entlassung aus der Wehrmacht (Nachrichtenhelferin) beantragt hatte, meine Entlassungspapiere. Am folgenden Tag wollte ich in meine Heimat nach Schleswig-Holstein zurückkehren. Ich saß gerade beim Friseur, als draußen auf der Straße ein Lärmen und Schreien einsetzte. Tschechische und rote Fahnen wurden gehißt. Der Umsturz erfolgte so plötzlich, daß man nicht zur Besinnung kam.

Ich wollte so schnell wie möglich zum Bahnhof und stieg in eine Straßenbahn. Es fuhr aber alles durcheinander und als ich mich auf Deutsch nach dem Bahnhof erkundigte, wurde ich sofort aus der fahrenden Straßenbahn gestoßen.

Zum Glück landete ich vor einem deutschen Lazarett. Deutsche Soldaten, die den Vorfall aus dem Fenster beobachtet hatten, brachten mich zunächst in Sicherheit. In einem Saal hatten sich inzwischen viele Deutsche, Soldaten, Frauen und Kinder, die nicht mehr in ihre Unterkunft bzw. Wohnung konnten, gesammelt. ...

Am 9. Mai mußten alle Frauen ohne Kinder, die Älteste war 75 Jahre, auf dem Hof antreten, ich befand mich auch darunter. Wir wurden in Arbeitsgruppen eingeteilt und dann mit erhobenen Händen bis zur Moldaubrücke durch die Straßen gejagt. Sobald jemand die Arme sinken ließ, wurde er von den Begleitmannschaften mit dem Gewehrkolben bearbeitet. Noch schlimmer gebärdete sich der Pöbel auf der Straße. Hier taten sich besonders ältere Frauen hervor, die mit allen möglichen Gegenständen, wie Eisenstangen, Knüppeln und Hundepeitschen bewaffnet waren. Einige von uns wurden so geschlagen, daß sie zusammenbrachen und liegenblieben. Der Rest, darunter war auch ich, mußte an der Moldaubrücke Barrikaden abbauen.

Die tschechische Polizei bildete um die Arbeitsstelle eine Kette, doch wurde diese vom Pöbel durchbrochen, und so waren wir vollkommen schutzlos den Mißhandlungen ausgesetzt. Einige sprangen in ihrer Verzweiflung in die Moldau; auf sie wurde sofort das Feuer eröffnet.

Wir sollten schwere Eisenrohre tragen, die wir gar nicht imstande waren hochzuheben. Dafür gab es wieder fürchterliche Schläge. Dann mußten wir große Pflastersteine aufeinanderlegen und tragen. Von den Schlägen waren die Arme so kraftlos, daß die Steine immer wieder herunterfielen. Ein Tscheche hatte eine große Schere, und damit schnitt er uns der Reihe nach die Haare ab; ein anderer goß uns rote Farbe über den Kopf. Vorher wurden mir schon 4 Zähne ausgeschlagen. Fingerringe wurden uns mit Gewalt von den geschwollenen Fingern gerissen. Andere wieder hatten es auf unsere Schuhe und Kleidung abgesehen, so daß wir schließlich fast nackt waren, denn selbst Unterwäsche wurde uns vom Leib gerissen, junge Burschen und Männer traten uns mit Füßen in den Unterleib.

Ich versuchte in meiner Verzweiflung ebenfalls ins Wasser zu springen, doch wurde ich zurückgerissen und von neuem geschlagen. Auch kann ich mich erinnern, daß ein Tscheche die Vorgänge mit einer Filmkamera festgehalten hat. ... Als ich wieder einen Pflasterstein aufheben wollte, sah ich einen Pfennig vor mir liegen, und beim Anblick dieses Kupferpfennigs

faßte ich wieder Mut. Ich konnte es selbst nicht verstehen, aber der Pfennig gab mir in dieser verzweifelten Lage trotz Schmerzen, Hunger und Durst wieder Hoffnung.

Als die Barrikaden abgebaut waren, mußten wir uns in einer Reihe auf die Brücke setzen. Ein Grauen erfaßte uns. Für einen kurzen Moment dachte ich, daß es nun endgültig aus sei und daß man uns der Reihe nach in die Moldau wirft. Aber der Glückspfennig hatte mich nicht enttäuscht. Wir wurden wieder mit erhobenen Händen zum Lazarett zurückgetrieben. Die deutschen Ärzte, die noch da waren, haben geweint, als sie uns in diesem Zustand sahen.

Ich brach zusammen, meine Kräfte hatten mich verlassen. Als ich zu mir kam, konnte ich nichts sehen, so war mein Gesicht angeschwollen. Auch hatte ich schwere innere Verletzungen davongetragen, abgesehen von den äußerlichen Wunden. In diesem Lazarett lag ich noch einige Wochen. Es waren keine Medikamente vorhanden. Die Verpflegung bestand aus Wassersuppen und selten gab es Brot. Für die Säuglinge war natürlich auch keine Milch vorhanden. Der tschechische Verwalter war jedoch ein Mensch, der uns ab und zu heimlich Brötchen und Weißbrot brachte; es war natürlich nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Er stand dabei Ängste aus, daß er ... verraten und angezeigt würde.

Wir wurden in Viehwagen verladen und nach Sorau in Schlesien transportiert. Männer und Frauen waren in den Wagen zusammenpfercht, ohne Decken und ohne Stroh. ... Wir bekamen fast alle die Ruhr. Viele starben unterwegs. In größeren Stationen wurden die Toten von Arbeitskommandos weggebracht. Die Angehörigen durften die Wagen nicht verlassen. Eine Konservendose diente ... dazu, unsere Notdurft zu verrichten. In Dresden brachte die Bevölkerung Verbandszeug und Lebensmittel, aber das reichte ja lange nicht aus. Einigen, die laufen konnten, gelang es, hier auszurücken. In Sorau wurden wir ausgeladen.

Am folgenden Tage jedoch wurden die Deutschen von den Polen ans ihren Wohnungen gejagt. Ich schleppte mich auf zwei Stöcken zum Bahnhof, um über die Oder-Neiße-Linie zu kommen. Da war mir ein Russe, der etwas Deutsch sprach, behilflich. Er versteckte mich im Bremserhäuschen eines Güterwagens, brachte mir Verpflegung sowie ein Männerhemd und eine Arbeitsjacke. Trotzdem stand ich große Angst aus, doch er verhielt sich die ganze Fahrt über anständig.

In Cottbus verließ ich den Zug, um nach Berlin zu kommen. Am nächsten Tag erreichte ich auf dem Dach eines Transportzuges Berlin. Von dort kam ich unter großen Strapazen im Juli 1945 in die Westzone.<<

Zustände während des tschechischen Aufstandes in Prag im Mai 1945, Internierung im Polizeigefängnis, Abtransport der Internierten nach Tynice bei Böhmisches Brod, Zustände und Ereignisse in diesem Lager

Erlebnisbericht des Dozenten Dr. K. aus Prag (x005/140-149): >>Am 8.5.1945 entgingen wir, meine Frau und ich, nur durch ... Zufall dem Tod. Wir hielten uns mit den anderen deutschen Bewohnern unseres Hauses im Luftschutzkeller auf, in dem wir schon oft viele Stunden verbracht und uns sicher gefühlt hatten. An diesem Tage ... wurde ich von einer unerklärlichen Unruhe befallen und redete allen zu, daß wir uns in unsere Wohnungen begeben sollten. Ich hatte keinen Erfolg, und man schien zu glauben, meine Nerven hätten mich verlassen. Um mein lästiges Drängen ... zu beenden, halfen uns schließlich die anderen, mit unserem Luftschutzgepäck unsere Wohnung zu erreichen. Eine Viertelstunde später drangen ... Partisanen in unseren Luftschutzkeller ein und erschossen alle anwesenden Deutschen, 2 Männer, 4 Frauen und ein 4jähriges Kind. ...

Am ... Vormittag wurden wir von 2 Partisanen aus unserer Wohnung abgeholt. Abgesehen davon, daß sie uns ständig Revolver vorhielten, behandelten sie uns nicht grob oder auch nur unhöflich. Sie sagten, daß auf der Straße Lastautos warteten, die uns nach Österreich bringen würden. ... (Sie wollten sich anscheinend) das Jammern und Klagen ersparen, um ihr unange-

nehmes Geschäft zu erleichtern. Wir dürften, sagten sie, mitnehmen, was wir an Geld besäßen und an Kleidern und Wäsche tragen könnten.

Da es bei meinem Alter von 67 und dem meiner Frau von 60 Jahren nicht viel war, fragten sie, ob wir jemanden hätten, der uns einen größeren Koffer tragen könnte. Wir antworteten, der Sohn des Hausbesorgers hätte öfter solche Dienste für uns besorgt. Sie holten ihn, und er war bereit, einen großen Lederkoffer mit einem Teil unserer Kleider, Wäsche und Schuhe zu den Autos zu tragen.

Auf der Straße wurden wir von einer aufgeregten Volksmenge erwartet. Als sie den Kofferträger erblickten, schrien sie, ein Tscheche sei kein Lastträger für einen Deutschen. Ich wurde gehohlet, und der Mann mit dem Koffer kehrte in das Haus zurück. Ich habe nie wieder etwas von dem Koffer und seinem Inhalt gesehen, ebensowenig von unserer aus vier großen Zimmern bestehenden Wohnung, welche in ihrer für unsere Verhältnisse komfortablen Einrichtung einen Teil der Ersparnisse eines langen, an Arbeit und Sorgen nicht armen Lebens enthielt.

Wir haben nichts mitgenommen als 2 kleine Handtaschen mit dem Allernötigsten und glücklicherweise 2 Decken. Auf dem Weg zum Polizeigefängnis, in das wir geführt wurden, begleiteten uns die Schimpfworte des spaliertbildenden Volkes, und ich erhielt noch einmal Ohrfeigen, diesmal ohne ersichtlichen Grund.

Im Gefängnis wurden wir und unsere Handtaschen durchsucht. Als ich meine Brieftasche zurückerhielt, fehlten ... 10.000 Kronen und in den Handtaschen die meisten Schmucksachen. Das Silber wurde uns damals zunächst noch gelassen. Bei den späteren zahlreichen Kontrollen, die immer schärfer wurden, je armseliger der jeweilige Rest war, verschwand es jedoch gänzlich. Sogar ein zweiter Anzug, ein drittes Hemd galten, als immer weniger bei uns zu holen war, als unerlaubter Luxus und wurden konfisziert. Die Prager deutsche Intelligenz – in Prag gab es keine deutschen Arbeiter – sollte proletarisiert werden.

In dem überfüllten Gefängnis verbrachten wir die Tage und Nächte sitzend auf schmalen Bänken. Hier begann uns zum ersten Mal eine Ahnung von dem zu dämmern, was uns bevorstand. ... Niemand von uns hatte in dem uns geläufigen Sinn etwas verbochen. Warum also diese Qualen? Wieviele seit Jahren über dieses bohrende Warum nachgedacht haben mögen, kam wenigen in den Sinn. In solchen Lebenslagen bringen die Menschen selten die Stärke auf, sich über ihr eigenes Los zu erheben. Ich habe das in den folgenden Wochen noch oft beobachten können, und es gehört zu dem Schmerzlichen, das ich erlebt habe.

Hier ereignete es sich zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich der Wirklichkeit nicht glauben wollte. Als ich in der ersten Nacht schlaftrunken um mich blickte, hielt ich das alles für einen wüsten Traum. Da es meinen Anstrengungen nicht gelingen wollte, mich daraus zu befreien, faßte mich ein Grauen, nicht über unsere Lage, sondern weil ich meinte, ich hätte (mit 67 Jahren) den Verstand verloren. ...

Die Verzweiflung forderte ihr erstes Opfer. Bald nach unserer Einlieferung stürzte sich ein Oberregierungsrat ... aus einem Fenster des 4. Stockes. Kurz vorher hatten wir noch zusammen mit ihm ein Verzeichnis der Gefangenen angefertigt. Wenige Stunden hernach wurde im Klosett eine Frau bewußtlos aufgefunden, welche sich die Pulsadern geöffnet hatte. Sie kam mit dem Leben davon, wie übrigens alle, die es in den nächsten Tagen und Wochen auf diese Weise versuchten. Das Klosett aber wurde gesperrt, und wir mußten Kübel benützen, die in einem durch eine Glastür übersehbaren Raum aufgestellt waren und von uns täglich gereinigt werden mußten.

Wir wurden aufgefordert, uns ... zur Wegräumung der Barrikaden zu melden. Niemand unter 60 Jahren durfte sich davon ausschließen. Die Zurückkehrenden befanden sich in einem Zustand höchster Aufregung und Erschöpfung, viele hatten große Hakenkreuze auf dem Rücken, die Frauen kamen mit geschorenen Köpfen zurück. Das Straßenvolk hatte sie so zugerichtet.

Sie erzählten, daß sie von den Zuschauern gezwungen worden seien, die Schuhe auszuziehen und die Arbeit mit bloßen Füßen zu verrichten, daß sie beschimpft und geprügelt worden seien, vereinzelt auch, daß sie, wenn sich in den Trümmern die Gelegenheit bot, mit bloßen Füßen hätten über Glasscherben gehen müssen.

Soweit die Wachorgane es hätten verhindern wollen, wäre es ihnen nicht gelungen. Das alles wurde von vielen übereinstimmend erzählt und bestätigt. Wir fürchteten jeden Augenblick, daß eindringendes Volk ein Blutbad unter uns anrichten würde. Mehrmals am Tag mußten wir zu Appellen antreten, für die wir keinen anderen Zweck sehen konnten, als uns durch drohende Ansprachen einzuschüchtern. Das ist auch gelungen.

Wir wurden von solcher Angst geschüttelt, daß wir nicht mehr klar zu denken vermochten. Wir haben diesen Zustand wahrscheinlich nur dadurch ertragen, weil wir uns andererseits auch wieder ebenso übertriebenen Hoffnungen hingaben. So waren wir übereinstimmend der Meinung, daß es der einzige Zweck der über uns verhängten Haft war, uns ... vor der Revolution, die auf der Straße tobte, zu schützen und daß man uns nach einigen Tagen freilassen würde.

Das Essen schien uns zwar weder gut noch reichlich zu sein, aber später knüpften sich daran im Vergleich mit dem, was wir zu essen bekamen, gerade Erinnerungen von Üppigkeit, wahrscheinlich wohl auch deshalb, weil viele von uns noch von mitgebrachten Speisen zehren konnten.

Nach einigen Tagen schien sich draußen der Sturm zu legen, und auch wir wurden ruhiger. Am sechsten Tag mußten wir mittags mit unsrem Gepäck auf der Straße vor dem Gefängnis antreten. ... Wir marschierten zu einem Bahnhof. Dort wurden wir in Güterwagen verladen und die Türen wurden geschlossen, nachdem uns russische Soldaten die Uhren abgenommen hatten. Am Abend setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Er fuhr langsam, hielt oft, fuhr zeitweilig auch ein Stück zurück. Das ging die ganze Nacht. Niemand wußte, wohin wir gebracht werden sollten und wo wir waren. ... Um Mitternacht meinten einige, das berühmte KZ von Theresienstadt zu erkennen.

Als wir nach einer Stunde zurückfuhren, glaubten viele, man hätte uns nur Schrecken einjagen wollen und würde uns nun nach Prag und in die Freiheit zurückführen. Als wir in flotter Fahrt wieder durch einen Bahnhof fuhren, behaupteten viele, daß wir uns auf der Strecke nach Osten befänden, und wir waren überzeugt, daß wir nach Sibirien gebracht würden.

Gegen drei Uhr morgens hielten wir wieder, und wir hörten, daß die Lokomotive abgekuppelt wurde und davonfuhr. Es war unheimlich still und finster. Wir meinten jetzt, daß wir vergast würden, und es gab nur wenige unter uns, die nicht den Gasgeruch erwarteten. Die vergitterten Wagenöffnungen störten uns nicht in unserer Angst. Gegen Morgen kam wieder eine Lokomotive und zog uns eine halbe Stunde weiter.

Um 6 Uhr wurden die Türen geöffnet und wir auf freiem Feld ausgeladen. Wir befanden uns etwa 30 km von Prag entfernt. Warum wir, um dieses Ziel zu erreichen, eine ganze Nacht hin und her gefahren worden waren, haben wir niemals erfahren. Diese unheimliche Nachtfahrt wird keiner von uns vergessen.

Wir kampierten auf einer Wiese, etwa 2.500 Menschen, zu 2 Dritteln Frauen und Kinder. Wer noch etwas zu essen hatte, aß. Gegen 9 Uhr wurden wir in Marsch gesetzt. 6 Kilometer trugen wir unser Gepäck. Wer damit zu reichlich ausgestattet oder zu schwach war, warf einen Koffer nach dem anderen weg. Als wir in Tynice bei Cesky Brod ankamen, waren die Unterschiede des Besitzes so ziemlich ausgeglichen.

Niemand besaß mehr als das Notwendigste. Sehr viele (besaßen) auch das nicht. Sie waren an ihren Arbeitsplätzen, auf der Straße oder in der Wohnung von Bekannten, die sie besucht hatten, verhaftet worden und besaßen nichts, als was sie auf dem Leibe trugen. Verhängnisvoll (war es) für viele, daß sie keine Mäntel und Decken hatten. Die Schuhe, besonders die der

Frauen, waren meist dünn und nach kurzer Zeit zerrissen. Einen Ersatz gab es niemals, auch nicht für die, welche auf den Feldern und Höfen schwer arbeiten mußten.

Eine Ausnahme bildete eine Gruppe von 28 alten Frauen, die aus einem badischen Altersheim ... nach Prag gekommen und dort verhaftet worden waren. Sie wurden samt ihrem Gepäck mit Wagen nach Tynice gebracht, von wo 3 Monate später 9 mit dem ersten Transport in die Heimat reisten; die übrigen alten Frauen starben bis dahin.

(In) Tynice war unser Lager. Es wurde zuerst als Konzentrationslager, später als Arbeitslager, später als Internierungslager, später als Lager bezeichnet. In Wirklichkeit war es ein Vernichtungslager vom Anfang bis zum Ende, wenigstens so lange wir dort waren. Es war ein großer alter viergeschossiger Getreidespeicher, der zu einem Gutshof gehörte, ohne Beleuchtung und Beheizung, ohne Klosetts, ohne Waschgelegenheit, ohne Küche. ...

Wir bauten eine Küchenbaracke, 2 Baracken für die ärztliche Betreuung und je eine Latrine für Männer und Frauen. Die letzteren Latrinen waren 300 Meter vom Lager entfernt. Gewaschen haben wir uns, unsere Wäsche und unser Kochgeschirr anfangs in einem kleinen Teich, dessen Wasser durch den Schmutz der Dysenteriekranken bald in unerträglicher Weise verunreinigt war. Wasser für die Küche wurde aus dem Gutshof ... mit einem Tankwagen zugeführt. Es wurde auch getrunken, obwohl davor gewarnt wurde. ... Ob die vereinzelt Typhusfälle von dem Wasser herrührten, ist nicht aufgeklärt worden.

Das einzige, was außer dem Bauholz ... und Stacheldraht zu unserer Einrichtung beigelegt wurde, war Stroh, welches ... auf dem Fußboden ausgebreitet wurde. ... Auf dem Stroh lagen wir wie Tiere, Tag und Nacht in unseren Kleidern, zugedeckt mit unseren Mänteln und Decken, wer solche besaß. ...

Bewacht wurden wir anfangs von einer kleinen Abteilung Soldaten unter dem Kommando des Gutsherrn, der Reserveleutnant war; später von einer Polizeiwache, die wir "die Schwarzen" nannten, weil sie die schwarzen Uniformen der deutschen Panzertruppen trugen. (Sie) standen unter dem Kommando von Gendarmeriewachtmeistern. Sie trugen und gebrauchten die russische Knute. Der Gutsherr, der sich von uns seinen Hof herrichten ließ, behandelte uns streng, hart, verächtlich.

Seine Frau stand hierin nicht nach. Von ihr wurde das Zitat verbreitet: "Die Deutschen verdienen es nicht, von der Sonne beschienen zu werden." Die Wachmannschaft, (war) meist roh und zeigte selten menschliche Regungen. Es war immer dasselbe: leidenschaftlicher Haß, dem kein Mittel der Befriedigung zu schlecht war.

Eine Ausnahme waren die Gendarmeriewachtmeister, welche wenigstens die ärgsten Ausschreitungen zu verhindern suchten, vereinzelt sogar bestrafte. Als Vorbild ... wurden uns die Nazi-KZ vorgehalten, aus denen Abbildungen an der Eingangstür hingen. Man hätte solche Bilder auch in unserem Lager herstellen können.

Die Führung und Verwaltung des Lagers lag in den Händen von Aufsehern aus unserer Mitte. Sie waren die schlimmsten. Von einer Wahl war keine Rede. Wer sie ernannt hat, wußte man nicht. Vermutlich der Lagerkommandant, dem sie sich aufdrängten und gefällig waren. Das Führerprinzip war offenbar das Muster. Die ersten machten sich zu Führern und behaupteten sich, später ergänzte sich die Führerclique durch Kooptation (Hinzuwahl) und Inzucht. Diese Potentaten (Machthaber), wie wir sie nannten, waren die einzigen, die gut genährt waren und von den fürchterlichen Krankheiten der Unterernährung verschont blieben.

Eine ihrer wichtigsten Aufgaben war es, die vom Gutsherrn und von den Bauern der Umgebung angeforderten Arbeitskräfte bereitzustellen. Sie kamen jeden Morgen zum Sklavenmarkt in das Lager. Es wurde behauptet und allgemein geglaubt, daß sie diese Arbeitskräfte gegen Geld und Lebensmittel verkauften. ...

Die dem Lager entnommenen Arbeitskräfte wohnten meist an ihren Arbeitsplätzen. Einige gingen täglich vom Lager zur Arbeit, auch mehrere Stunden weit. Niemand erhielt Bezahlung.

Die Behandlung war meist schlecht. Selten wurde von guter, nur vereinzelt von menschlicher Behandlung berichtet.

Unter guter Behandlung wurde immer das Essen und die Vermeidung von Beschimpfungen verstanden, niemals die Antreibung zur Arbeit, denn daß fleißig gearbeitet werden mußte, erschien diesen Menschen, die körperliche Arbeit gewohnt waren, selbstverständlich. Ebenso, daß sie sich mit Schlafstellen in Ställen, auch in Schweinekoben, begnügen mußten.

Empörend waren die gemeinen Beschimpfungen, welche nicht die Unzufriedenheit mit einzelnen, sondern den allgemeinen Haß über den Anblick von Deutschen ausdrückten. Ich habe dort tschechische Vokabeln gelernt, die mir bis dahin unbekannt gewesen waren. In dieser letzteren Hinsicht wurde es mit der Zeit besser, und es soll sogar vorgekommen sein, daß Bauern, wenn sie die Arbeitskräfte zurückbrachten, eine Bestätigung über gute Behandlung verlangten; für alle Fälle, wie sie sagten.

Als im Herbst die Arbeiten auf den Kartoffel- und Rübenäckern in Nässe und Kälte an die Reihe kamen, waren die Kleider der meisten zerrissen und die Schuhe kaum mehr zu erkennen. Das Alter, bis zu dem Arbeitszwang bestand, wurde mit der Zeit hinaufgesetzt, bis es schließlich keine Altersgrenze mehr gab. Das war auch in der Tat gleichgültig, denn die Jungen waren schließlich durch Arbeit und Hunger so heruntergekommen, daß ihre Arbeitsfähigkeit nicht größer war als die (geringe Arbeitsleistung) der Alten. Trotzdem mußten aus uns immer wieder Arbeitskräfte herausgepreßt werden, um die Bauern zufriedenzustellen, die dem Gutsherrn vorwarfen, daß er nur auf sich sehe.

Nicht wenige haben die Überanstrengung mit dem Leben bezahlt. Ein Beispiel für viele. Durch die Abgabe von Arbeitskräften war der Stand des Lagers nach wenigen Wochen bereits unter 1.000 Personen gefallen, fast nur Alte und Frauen mit rund 400 Kindern.

Eines Tages kam ein Mann mit einem Wagen und sagte, daß er in einer Entfernung von etwa 30 km eine Beerenobst-Plantage hätte und Arbeiter zur Abnahme der Beeren brauchen würde, was eine ganz leichte Arbeit sei. Wir hatten zwar mit den leichten Arbeiten schon unsere Erfahrungen, aber diesmal erschien die Sache plausibel. Hingeworfene Worte, man würde gelegentliches Naschen nicht genau nehmen, lockten.

Unter denen, die sich meldeten, war ein altes Ehepaar, der Mann 73, die Frau 65 Jahre alt, beide noch recht rüstig. Nach einer Woche kam der Mann allein in völlig erschöpftem Zustand zurück. Von Beerensträuchern sei nichts zu sehen gewesen, sie seien zu schweren Gartenarbeiten eingesetzt worden, nach drei Tagen sei er zusammengebrochen, hätte aber den weiten Weg nicht zu Fuß zurücklegen können und warten müssen, bis sich ... die Beistellung eines Wagens lohnte. Seine Frau müßte noch bleiben. Er hat sich nicht mehr erholt und ist bald gestorben.

Den ärztlichen Dienst besorgten Ärzte aus unserer Mitte. Es fehlte ihnen an allem. Arzneien konnten sie sich nur selten beschaffen und bedurften dazu der Unterschrift eines auswärtigen tschechischen Amtes. Selbst die für uns unentbehrliche Tierkohle war oft nicht da. ... Wenige Wochen nach unserem Einzug wurden wir von heftigen Durchfällen heimgesucht, die nicht mehr aufhörten. Alle Männer und die meisten Frauen litten darunter fast ununterbrochen. Dazu kamen periodische Blasenkatarrhe. Die Schließmuskeln des Afters und der Blase schienen wie gelähmt, so daß kaum einer von wiederholten Beschmutzungen verschont blieb.

Die Frauen haben sich als widerstandsfähiger erwiesen. Ein unaufhörliches Wandern zwischen dem Lager und den Latrinen war die Folge. Der weite Weg erschien unendlich, besonders wenn der Regen den Erdboden grundlos machte. In der Nacht war das Passieren der steilen, schadhafte und nur sehr selten beleuchteten Stiegen lebensgefährlich. Es gab dort viele böse Stürze, auch mit tödlichem Ausgang. Um das Maß unserer Leiden voll zu machen, setzte bald eine Läuseplage ein, die niemanden verschonte und immer ärger wurde. Entlausungseinrichtungen gab es nicht. Das sich um die Latrinen drängende Volk und die sich an den hierfür

vorgesehenen Stellen des Lagergeländes entlausenden Männer und Frauen gehörten zu den traurigsten Bildern des Lagers.

Das tägliche Essen bestand aus 125 g, später 250 g Brot, morgens und abends schwarzem Kaffee, mittags 3 bis 5 mittleren Kartoffeln in der Schale oder als Brei oder als Suppe, selten mit Fett, fast immer ohne Salz. Der Kaffee war oft gezuckert. In den ersten Wochen gab es hin und wieder mittags Erbsen oder Bohnen. Vom Herbst an bekamen wir abends öfter eine mit Margarine bestrichene Scheibe Brot. Ödeme waren die Folge. Auch häufige Geschwüre an den Beinen, tiefe Eiterungen nach leichten Verletzungen, ... wurden auf die mangelhafte Ernährung zurückgeführt. Die wenigsten besaßen Töpfe ... oder Eßgeschirr. Die meisten aßen und wuschen sich aus Konservenbüchsen.

In den 5 1/2 Monaten, die ich im Lager verbrachte, starben 130 Personen, davon in den letzten drei Wochen 30. Da wir vom Spätsommer an einen Stand von 300 bis 400 hatten, kann die durchschnittliche Besetzung nicht über 600 bis 700 angenommen werden. Somit betrug die Sterblichkeit, auf das Jahr umgerechnet, 40 bis 50 Prozent. Todesursache war, abgesehen von den Todesfällen infolge von Phlegmonen (eitrige Zellgewebsentzündungen), zumeist die "Lagerkrankheit", Kräfteverfall mit Verlausung und Verwahrlosung. Alle sind schmerzlos und gern gestorben.

Das ebenerdige Geschoß hieß die Tenne. Dorthin wurden die Todeskandidaten gebracht. Wenn einer aus den oberen Stockwerken heruntergeschafft wurde, wußte jeder, was das bedeutete. Es hat keinen geschreckt. Die Erleichterung für die häufigen nächtlichen Wege zur Latrine war angenehmer, als die Angst vor dem Tode schreckte. Ein Versehen mit Sterbesakramenten gab es nicht. Die Toten wurden neben dem nächsten Friedhof, außerhalb der Friedhofsmauer, verscharrt. Dorthin wurden sie in einem Sarg, der wieder zurückgebracht werden mußte, geführt.

An Tagen, an denen mehrere starben, wurden alle in eine Kiste gelegt. Der Wagen und die Zugtiere waren von der Beschaffenheit, wie sie gerade an dem Tage auf dem Gutshof am ehesten entbehrlich war. Einmal ... wurde eine alte sogenannte Landauer Kutsche von 2 Ochsen gezogen. ... Niemand durfte den Totenkarren begleiten, außer dem aus unserer Mitte stammenden Totengräber. Dieses Amt wechselte oft seinen Inhaber, nicht etwa weil es niemand gern verrichtete, sondern umgekehrt, weil es begehrt war. Denn die Totengräber hatten nicht nur Gelegenheit, aus dem Dorf heimlich Lebensmittel und anderes ins Lager zu schmuggeln, wozu sie den leeren Sarg ... benützten, sondern sie haben meist auch die Kleider der Leichen verwertet.

Schwerkranke wurden in das Krankenhaus von Cesky Brod geführt, jedoch nicht alle Infektionskranken. Diphtherie- und Scharlachkranke wurden meist in unserer Infektionsbaracke untergebracht und saßen auf der gemeinsamen Latrine neben den anderen. Entbindungen erfolgten anfangs im Lager. Später wurde im Krankenhaus entbunden, aus dem die Säuglinge, in Papier eingewickelt, zurückgebracht wurden.

Geld, bis 1.000 Kronen je Kopf, Sparbücher, Wertpapiere, Schmucksachen mußten wir abliefern. Manche taten es nicht und konnten das Zurückgehaltene retten. Da die meisten große Beträge und ihre Sparbücher bei sich hatten, kamen sehr große Summen zusammen. Eine gesetzliche Begründung bestand damals noch nicht. Als Grund wurde angegeben, daß wir gehindert werden sollten, heimlich Lebensmittel zu hohen Preisen zu kaufen. Von den abgelieferten Sachen haben wir nichts mehr gesehen. Im Oktober 1945 wurde mit Dekret des Staatspräsidenten das gesamte Vermögen der Deutschen konfisziert bzw. als Vorleistung auf dem Reparationskonto gebucht.

Ein besonders trauriges Kapitel war ein erschreckend um sich greifender moralischer Verfall. Menschen, denen durch ein langes Leben gute Manieren angeboren zu sein schienen, streiften sie rasch und gründlich ab wie einen dünnen Firnis. Heftige und grobe Worte kamen leicht

von den Lippen. Die Lagerdiebstähle wuchsen sich zu einer Katastrophe aus. Alles wurde gestohlen, weil alles Wert hatte. Entliehenes wurde oft nicht zurückgegeben. "Ach, ich habe es verloren", kam es gleichgültig über die Lippen einer Frau, die ein paar Stunden zuvor flehentlich gebeten hatte, ihr eine Konservenbüchse zu borgen, damit sie sich ihr Essen holen könnte, und die wußte, daß nun der, welcher ihr das Gefäß geliehen hatte, auf sein Essen verzichten mußte. Es ist soweit gekommen, daß wir es richtig fanden, wenn jemand eine noch so dringende Bitte, etwas zu leihen, hart und schroff abschlug.

Einst fand ich ein Taschenmesser. Wir hatten unsere Messer abgeben müssen. Ich gab meinen Fund einem unserer Potentaten, der ihn ausrufen wollte. Ich habe davon nichts gehört. Einige Zeit später wurde es einer bekannten Dame zum Kauf für 1.000 Kronen angeboten. Messer waren sehr begehrt, nicht nur zur Benützung beim Essen, sondern weil Frauen, die sich bei der Küche zum Kartoffelschälen melden wollten, um einen zusätzlichen Löffel Kartoffeln zu bekommen, ein Messer mitbringen mußten.

Ich will diese Erinnerungen, die mich noch immer mit Grauen erfüllen, nicht weiter ausdehnen. Nicht alles habe ich mit eigenen Augen gesehen. Nur solches habe ich angeführt, was mir so oft, so übereinstimmend und von so glaubwürdigen Zeugen erzählt wurde, daß ich es ebenso glaube wie viele historische und zeitgeschichtliche Ereignisse, bei denen ich gleichfalls nicht dabei war. ... Daß beständig die abenteuerlichsten Gerüchte herumgingen, ist unter Menschen, die hinter einem eisernen Vorhang leben und für die alles eine Existenzfrage ist, nicht verwunderlich. ...

In einer Nacht wurde ein über 60 Jahre alter Herr, Fabrikangestellter in einem kleinen tschechischen Ort in Mähren, der mit seiner Frau im Lager war, zum Verhör geholt. Es fand in dem Wohn- und Dienstwagen der Wache statt. Der Weg dorthin war etwa 100 Schritte lang. Es wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er Verkehr mit Gestapoleuten gepflogen hätte. Er bestritt es entschieden und standhaft. Auf dem Weg zum Verhör wurde er geschlagen, um ihn zu einem Geständnis zu bringen. Das wiederholte sich durch mehrere Nächte. Schließlich hörte es auf. Es hieß, daß eine Namensverwechslung vorgelegen hätte. Einige Tage hernach starb der Herr an den Folgen der Schläge.

Es war uns verboten, untereinander deutsch zu sprechen, sofern wir tschechisch konnten. In der Nacht sprach ich vor dem Lager mit einem Bekannten deutsch. Ein Wachtposten hörte es. Er schlug mich mit der Knute auf den Rücken und über die vorgestreckten Handflächen und bemerkte, daß das die Nazis in den KZ auch so gemacht hätten.

Auch mich befiel schließlich die Lagerkrankheit. Teilnahmslos lag ich auf dem Stroh, und meine Frau hatte Mühe, mich zum Essen zu bewegen. Alles war mir gleichgültig. Es war mir wohl, und ich wünschte nichts als Ruhe. Ich wollte, ich hätte einst einen so schönen Tod. Da kam Hilfe in zwölfter Stunde. Ein Gendarmeriewachtmeister nahm ein Ansuchen von Verwandten, die in Krönau, einem deutschen nordmährischen Ort, lebten, uns dorthin zwecks gemeinsamer Aussiedlung zu entlassen, zum Anlaß, um uns fortzuschaffen. Solche Ansuchen waren schon öfter eingebracht worden und unbeantwortet geblieben. ...

Der Gendarmeriewachtmeister brachte uns selbst am 20.10.1945 zu unseren Verwandten und äußerte zu diesen, daß ich im Lager eine Woche kaum mehr überlebt hätte. Mein Gewicht war 60 kg gegen 95 kg im Juli 1939 und 80 kg im Mai 1945. ...

Bei meinen Verwandten erholte ich mich nach mehrwöchiger Bettlägerigkeit allmählich. Mein Verdauungsapparat war nach einem halben Jahr noch nicht ganz in Ordnung.

Krönau war früher rein deutsch und hatte 800 Einwohner. Als wir hinkamen, waren alle großen und die meisten mittleren Höfe von Tschechen besetzt.

Obwohl die Aussiedlung der Deutschen dort noch nicht begonnen hatte, fehlte bereits ein Teil der deutschen Bevölkerung. Er befand sich in Internierungslagern oder war auf Arbeit verschickt. Die übrigen lebten eng zusammengedrängt in den ärmlicheren Wohnungen. Die bes-

seren Wohnungen und Häuser waren von den zugewanderten Tschechen besetzt und die Deutschen unter Zurücklassung der ganzen Einrichtung daraus vertrieben.<<

Erlebnisse während der Internierung in Prag im Mai 1945

Erlebnisbericht der kaufmännischen Angestellten E. R. aus Prag (x005/149-151): >>Ab 4. Mai 1945 verweilte ich bei meiner Schwester in Zizkov, Habanerstraße, wohin ich fünf Luftschutzkoffer, das Radio etc. geschafft hatte, da mir die Gegend sicherer gegen Bombenangriffe und auch sonst besser erschien, und ich in meiner Wohnung nicht allein sein mußte.

Am 5. Mai früh kamen wir Deutsche, gesondert von den Tschechen, in einen anderen Luftschutzkeller in demselben Haus. Meine 70jährige Schwester hatte als Rekonvaleszentin (Entfernung der rechten Niere und eines nachfolgenden Tumors) die Vergünstigung, zeitweilig in Begleitung ihrer Tochter oder von mir in der Wohnung zu ruhen.

Montag nachmittags am 7. Mai spürten wir schon eine ununterbrochene Beobachtung seitens der Tschechen. Um 1/2 6 Uhr kamen die zwei tschechischen Schutzleute in die Wohnung, uns in den Keller zu holen, wo wir uns nochmals als Deutsche zu legitimieren hatten.

Als ich Hut und Mantel nahm, bedeutete er, wir würden doch in zehn Minuten zurück sein. Meine Nichte ging dementsprechend nur in Hausschuhen, ohne Kopfbedeckung. Unten hieß es, wir müßten zum Polizeikommissariat, man drängte uns auf die Gasse, wo bereits der ganze Pöbel versammelt war und uns mit "Hitlerbräutchen", "deutsche Schweine" und dergleichen bespuckend empfing.

Es ging dann im Marschschritt mitten in der Straße über Barrikaden zwischen johlendem Spalier in eine Schule, wo man uns in die kleinen Schulbänke einzwängte. Hier walteten drei junge Partisanen. Wir mußten unsere Handtaschen abgeben, auf dem Gang draußen stundenweise mit erhobenen Armen, das Gesicht zur Wand gewendet, stehen.

Als ich in das Schulzimmer zurückkam, herrschte mich der eine an, woher ich die 3/4 Million hätte, die ich unter meinem Sitz versteckt gehalten hätte? Ich beteuerte, das Geld wäre nicht von mir, bloß 23.000 Kronen befänden sich in meiner Tasche, weil ich Geld behoben hatte. Da öffnete sich die Tür, und es kam total betrunken ein Komplize herein (jetzt waren es drei): "Aber Freunderl, was ärgerst Du Dich, wenn das Geld niemandem gehört, teilen wir!"

Jeder stopfte seine Taschen mit 1/4 Million Banknoten voll. Es folgten Vorträge über die Schlechtigkeit Hitlers, Görings und des Nationalsozialismus etc. Wir durften nicht schlafen, in den Morgenstunden gab es im Schulhof laute Salven, man sagte uns: "Jetzt werden erst die schuldigen Schweine erschossen, dann kommt ihr an die Reihe!"

Das dauerte etwa zwei Stunden. Man stieß uns wieder auf die Straße. Nun ging es einen weiteren Weg über aufgerissene Straßen, Barrikaden etc. Dabei gab es jetzt viele Frauen mit kleinen Kindern und Gepäck. Meine Nichte und ich halfen tragen, soviel wir konnten, wir hatten ja kein Eigengepäck. Dabei wurde aus Fenstern auf uns geschossen, die Wache selbst half nach mit dem Gummiknüppel.

Endlich langten wir bei einem Studentenheim an und wurden nach vielem Hin und Her in dem Kinosaal untergebracht, wo jeder einen Sitzplatz erhielt, den er nicht verlassen durfte. Das Licht brannte Tag und Nacht, durch aufpeitschende Vorführungen und Vorträge wurde der Mensch in einen "Dämmerzustand" gebracht, in dem er nicht mehr Wahrheit von Trug unterscheiden konnte. Zu essen erhielten wir acht Tage lang nichts als trockenes Brot ... und Wasser.

Wenn man den Anstandsort aufsuchte, mußte man "Front stehen". "Die junge Garde der roten Armee" versuchte ihre Schießkunst und vergnügte sich damit, längs der wartenden Front in die Mauer rings um das WC zu schießen. Hysterische Weiber schrien vom Balkon herunter in den Saal Anschuldigungen gegen Anwesende. Mich beschuldigte man, ich gäbe mich jetzt als Tschechin aus. Zwei junge Burschen schleppten mich hinaus. Wieso es mir gelang, mich zu

befreien, ist mir noch heute ein Rätsel.

Ich stand auf dem Balkon und sprach tschechisch in den Saal, daß ich immer eine Deutsche gewesen bin und auch heute deutsch bin. Vielleicht habe ich davon gesprochen, daß ich jüdisch "versippt" bin. Es kam mit dieser Person zu einer aufregenden Debatte, ich kam aber endlich doch ungeschoren in den Saal zurück. Manche Menschen, die nicht gut Tschechisch konnten und sich nicht verteidigten, kamen nicht mehr zurück.

Viele führten im Saal Selbstmord durch Pulsadernöffnen durch. Täglich gegen früh hörte man die Schüsse der Erschießungen. Freitag (11.5.) wurde meine Nichte als ehemalige Österreicherin (ihr Mann war Österreicher) entlassen, ich mußte allein dortbleiben, meine Schwester war noch zu Hause unter Aufsicht. Was dort geschah, entzieht sich meiner Kenntnis.

Sonntag, 13.5., erhielten wir auf einmal spät nachmittags Suppe und Tee, mußten antreten, ich konnte kaum gehen, meine Füße waren zu Klumpen angeschwollen, kamen unter großer Bewachung auf die Straße und spazierten durch Menschenspaliiere zur Bahn.

Man hörte nur hier und da Beschimpfungen als Zurufe, sonst ging es ruhig bis zum Hauptbahnhof. (Eingang von Zizkov aus.) Wir wurden 60-80 Leute in einen Viehwaggon verstaut, samt Gepäck (wenn jemand welches hatte, die wenigsten Prager hatten noch etwas Gepäck). Bis Mitternacht standen wir auf einem vergessenen Seitengeleise, dann ging es langsam los.

In unserem Waggon waren russische und nichtarische Partisanen versteckt, die unsere Fenster und Türen fest verschlossen, so daß wir kaum Atem holen konnten und der Schweiß in Strömen von der Stirn floß.

Einer versuchte mich durch Schläge in die inneren Kniekehlen und Waden zum Fallen zu bringen und sprach von "Vergewaltigen". Ich habe mich fest an einem eisernen Ring in der Wand angehalten und lieber Mäntel und ein Paket (Essen, das mir meine Schwester in die Schule sandte) aufgegeben, um mich zu erhalten.

Sie sprachen von angeheizten Kesseln in Celakowitz in der Zuckerfabrik, wohin man uns "zum Sieden" bringen würde. Unsere Rettung waren zwei russische Panzer, die angerollt kamen und "Halt" verlangten. Die Mannschaft stieg in unsere Wagen und forderte "casy, casy", Uhren und sonstigen Schmuck. Uns hatte man schon in der Schule in Prag alles abgenommen, bloß Dokumente und Geld belassen.

Die Partisanen waren weg, und wir fuhren erleichtert weiter. Zum Abschied hatten sie zu mir gesagt: "Du deutsche Kanaille, wenn ich wüßte, daß Du mit den Russen in Verbindung stehst und sie jetzt gerufen hast, möchte ich Dich auf der Stelle totknallen." ...<<

Die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung in Iglau nach der Übernahme der Verwaltung durch den tschechischen Nationalausschuß, Zustände und Vorgänge im Internierungslager Obergöß bis Ende Juni 1945

Erlebnisbericht des Direktors Hans K. aus der Stadt Iglau (x005/177-186): >>Bereits am 1. Mai 1945 erhielt ich von dem Bürgermeister der Stadt Iglau die Anordnung, den Betrieb der Deutschen Gemeindebücherei, deren Leiter ich war, einzustellen und mit den Angestellten der Bücherei bis auf weiteres einen Urlaub anzutreten.

Ein Monat vorher, am 1. April, waren den Beamten, Angestellten und Arbeitern eigene "Dienstverhältnis-Ausweise" und die Dienstbezüge bis Ende Juni vorsorglich ausgehändigt. Ich führe dies deshalb an, weil ich damit andeuten will, daß man sich darüber bewußt war, daß (man) mit dem Vordringen der russischen Armee in Mähren außer mit den Gefahren des Krieges auch mit staats- und nationalpolitischen Veränderungen in Iglau als dem Hauptort einer alten deutschen Volksinsel, die seit jeher den Tschechen ein Dorn im Auge war, zu rechnen haben würde, wohl aber nicht ahnend, in welcher barbarischen Art sich diese geschichtliche Entwicklung vollziehen sollte.

Als die Stadtverwaltung von dem damaligen kommissarischen Bürgermeister dem Narodni

Vybor übergeben wurde, erhielt ich am 7. Mai den Auftrag, die Bücherei als Eigentum der Stadt den neuen Machthabern zu übergeben. Das damals abgefaßte Übergabeprotokoll mit den Unterschriften der vier Vertreter des Narodni Vybor spricht noch von Wahrung der Rechte der Angestellten und des in der Bücherei verwahrten Privateigentums. Die höfliche und juristisch sachliche Formulierung des Protokolls ist mir ein Beweis, daß damals die vier Vertreter des Narodni Vybor selbst nicht wußten, welche Wege die Austreibung gehen würde.

Als am 9. Mai ... die Russen in den Abend- und Nachtstunden in Iglau einzogen, drangen in der Nacht 6 Russen mit vorgehaltenen Pistolen in meine Wohnung ein. Sie schrien "Gold" und "Wein". Sie nahmen uns die Ringe und Uhren ab, durchsuchten die Wohnung und verlangten schließlich zu essen. Mein im Vorzimmer hängender DRK-Mantel wäre mir fast zum Verhängnis geworden.

Solche Besuche wiederholten sich im Laufe der nächsten Tage einige Male. Ich konnte feststellen, daß die Russen auf die Wohnungen der Deutschen gehetzt wurden. Einmal erschienen auch plündernde Mongolen, die aber von einem russischen Offizier hinausgejagt wurden. Dieser Offizier beabsichtigte, sich im Speisezimmer einzuquartieren und schrieb seinen Namen und seine Abteilung mit russischen Buchstaben an die Haustür. Er kam dann aber nicht mehr, doch seine Aufschrift verscheuchte weitere Quartiersuchende.

Nur einmal erschien wieder ein Offizier und verlangte das Zimmer zu sehen. Auf den Hinweis auf die Aufschrift sagte er mir in fehlerlosem Deutsch: "Der wohnt ja wo anders, Sie wollen keine Einquartierung; nicht alle Russen sind schlecht." Er salutierte und ging weg. In der Folgezeit bedauerte ich gar oft, daß er nicht geblieben ist.

Da unsere Villa versteckt hinter Gärten lag und nur durch eine unscheinbare Gasse verbunden war, flüchteten gegen Abend bis 25 Nachbarn zu uns. Ich selbst blieb mit meinem fast 14jährigen Sohn in den Nächten angezogen, um Eindringlinge abzuwehren.

Täglich wurden die Deutschen durch Lautsprecher zu irgendwelchen Ablieferungen aufgerufen, begonnen wurde mit Waffen und Uniformstücken, dann (folgten) fotografische und optische Apparate, ferner Pelze, Schreibmaschinen, Edelmetalle, Musikinstrumente usw.

Bereits vom 10. Mai an mußten die Deutschen weiße Armbinden tragen. Das Gehen auf den Bürgersteigen war den Deutschen verboten. Für die Nichtbefolgung war eine Tracht Prügel die mindeste Strafe.

Am 16. Mai erschien eine siebengliederige Kommission des tschechischen Philatelistenvereines mit einer Vollmacht des Narodni Vybor in meiner Wohnung und durchsuchten diese zwei Stunden lang vom Speicher bis zum Keller; sie nahmen die Briefmarkensammlungen meiner Söhne mit. - Die Bestätigung der Wegnahme mit der Unterschrift eines Konrad Weinzettel habe ich in Händen. -

Am selben Tag erschienen wieder Russen, durchstöberten die Wohnung und nahmen unter anderem meinen Rundfunkapparat mit. Weil am selben Tag die Abgabe der Rundfunkgeräte von den Tschechen verlangt wurde, gab mir der russische Offizier auf meine Bitte eine Bestätigung über die Wegnahme, die ich heute noch besitze.

Am 25. Mai erschien eine sechsköpfige Kommission der Finanzverwaltung unter Führung des Finanzkommissärs Dr. Leopold S. in meiner Wohnung. Unter Berufung auf eine Hitler-Verordnung aus dem Jahre 1939 wurde eine mehrstündige Hausdurchsuchung vom Dachgeschoß bis in den Keller durchgeführt, unter jeden Teller und in jede Vorratstüte wurde hineingesehen. Ich selbst wurde einem hochpeinlichen Einvernehmen über die Besitz- und Vermögensverhältnisse meiner Schwiegermutter und meiner Familie unterzogen.

Die Wahrheit habe ich ihnen doch nicht gesagt, ebenso erklärte ich, nichts von Verstecken, Vergrabungen und Unterbringung von Gegenständen bei dritten Personen zu wissen. Leider fiel ihnen ein genaues Verzeichnis meiner Sparbücher in die Hände, das meine Frau unter einem Teller versteckt hatte. Der Endeffekt war die Beschlagnahme von einigen silbernen

Gegenständen (Besteckteile, Münzen u.a.).

In meiner Gegenwart wurde auf einer mitgebrachten Schreibmaschine ein Protokoll abgefaßt. Den Durchschlag übergab man mir, ich besitze ihn heute noch. Als bezeichnend für die charakterlichen Eigenschaften einzelner Mitglieder dieser Kommission sei nur nebenbei angeführt, daß ich bemerkte, wie einer der Herren meinen versteckt gewesenen Reisewecker heimlich in die Tasche steckte. Bei der ständigen Aufregung und den wiederholten Ausplünderungen konnte ich gar nicht mehr übersehen, wann und von wem dies oder jenes mitgenommen wurde. ...

Nach der Besetzung Iglau durch die Russen kam der Befehl der Tschechen, daß sich sämtliche Männer und Frauen beim Arbeitsamt zu melden haben. Sie wurden zu Aufräumungsarbeiten, Niederlegung von Straßensperren und Hindernissen, Kohlenschaufeln und anderen Arbeiten abkommandiert. Ich selbst meldete mich erst am 17. Mai. Meine Frau mußte schon einige Tage vorher täglich den langen Weg nach Helenenthal machen und dort ohne Verpflegung gemeinsam mit anderen Frauen in einem 3stöckigen Fabrikgebäude jahrealten Mist aufräumen und den Fußboden aufwaschen. –

Schwierig war in diesen Tagen und bis zum Zeitpunkt der Internierung die Versorgung mit Lebensmitteln. Die deutschen Kaufleute hatten (ihre Geschäfte) gesperrt und durften nichts verkaufen und die tschechischen Kaufleute verweigerten jede Abgabe an die Deutschen. Brot, Fleisch, Fettstoffe und Milch fehlten überall. Am schlechtesten hatten es die jungen Mütter, die für ihre Säuglinge nirgends ... Milch auftreiben konnten. Man lebte nur von den wenigen Vorräten, die man zu Haus hatte. Das lebende Vieh wurde von den Russen zusammengetrieben und auf dem Galgenberg oberhalb des Merfortschen Grundbesitzes in den angebauten Feldern geweidet.

Später, als ich schon im Obergößer Lager war, wurde ich von einer Militärpatrouille am 14. Juni abgeholt und in mein gewesenes Wohnhaus geführt, wo mich im Garten abermals eine sechsgliedrige Kommission des Finanzamtes erwartete.

Ein kurzer Blick genügte mir, um zu sehen, daß das Haus vollständig ausgeräumt war. Im Hof lagen Küchengeräte, Spielsachen, Bücher, Photographien, Schachteln, Erinnerungsstücke, Papiere, Kleinkram u.a. auf einem meterhohen Haufen beisammen, scheinbar für die Müllabfuhr oder zum Verbrennen.

Höhnisch reichte mir einer der Herren von diesem Haufen die Schulzeugnisse meiner Frau. Wiederum wurde ich gefragt, wo ich im Garten etwas vergraben habe. Es war mir aus den Bodenverhältnissen eine Leichtigkeit festzustellen, wo man schon etwas gefunden hatte, so gab ich jetzt nur diese Stellen an. Man gab mir eine Schaufel in die Hand, und an drei Stellen, die ein tschechischer Nachbar, der dieser Kommission als Mitglied angehörte, angab, mußte ich graben, doch zu meinem Glück ergebnislos.

Dann wurde ich gefragt, was ich außer Haus gebracht habe. Da ich verneinte, führte man mich zu einem tschechischen Schneidermeister in der Nähe, in diesem Haus wohnte der schon oben genannte tschechische Finanzbeamte. Ich hatte tatsächlich dem Schneidermeister meinen Pelz, die Schreibmaschine, den Gasbackofen, Bilder und andere Kleinigkeiten übergeben. In Anbetracht der Sachlage gestand ich jetzt, erklärte aber, daß ich ihm die Gegenstände noch vor der Besetzung durch die Russen geschenkt hätte.

In auffallender Weise führte mich die Militärpatrouille nicht wie üblich zurück, sondern übergab mir einen Passierschein mit der Anordnung, sofort ins Lager zurückzukehren. Ich schöpfte Verdacht und ging tatsächlich den geraden Weg nach Obergöß. Hätte ich es nicht getan, so hätte ich, wie mir später von vertrauter Seite mitgeteilt wurde, die Handhabe zu einer schon damals geplanten Verhaftung und Einkerkung gegeben.

Schon am 10. Mai wurde mir (eine) Nachricht gebracht, daß die Tschechen verschiedene Mitbürger verhaftet hatten und im Gebäude des Polizeikommissariates, im Gefängnis des Kreis-

gerichtet und in der Jakobsschule festhielten. Es sickerten die Meldungen durch, daß sie dort unbarmerzig von den Tschechen geschlagen und gefoltert wurden.

Eines Tages hatte ich Gelegenheit, in das Gebäude der Deutschen Stadtbücherei zu kommen. Es war ein furchtbarer Anblick: Eine mühsame Lebensarbeit ging den Weg der Vernichtung. In Haufen lagen die Bücher am Fußboden und wurden von den Frauen in Kohlenkörben hinausgetragen.

(Am 12. Mai) ... kamen bewaffnete Partisanen ins Haus und forderten uns auf, uns binnen einer Viertelstunde auf dem umzäunten Sportplatz beim Justizgebäude zu versammeln. Tausende von Männern, Frauen und Kindern wurden auf diesen Sportplatz getrieben und von Partisanen umkreist.

Was der Zweck dieser Aktion war, blieb im dunklen. Zuerst ging das Gerücht umher, daß man die Durchreise des Präsidenten Benes erwartete und aus Sicherheitsgründen die Deutschen festhielt, später aber wurde auch von tschechischer Seite zugegeben, daß man die Absicht hatte, ein Blutbad durchzuführen, das aber im letzten Augenblick durch den Eingriff des russischen Stadtkommandanten verhindert wurde. - Übrigens hörte man öfters, daß die Russen, die wohl gemeinsam mit den Partisanen eifrig plünderten und Frauen und Mädchen schändeten, humaner waren als die Tschechen. -

Ich sah, ... wie ein Junge sich am Sportplatz dem Ausgang näherte und wie ihn ein Partisan kaltblütig erschöß. Alle Knaben über 14 Jahre wurden in der Mitte des Sportplatzes aufgestellt und zu "Auf" und "Nieder" bis zur vollsten Erschöpfung gezwungen. Wo es nicht mehr ging, hieben die Partisanen vor den Augen der Eltern mit Klopffeitschen auf die Jugendlichen, bis sie blutige Striemen hatten. "Wir werden euch die Hitler-Jugend austreiben!", schrien diese Unmenschen. ...

Am 20. Mai ... kam der Befehl, mit der Androhung, bei Verweigerung erschossen zu werden; das Haus mit Gepäck binnen 20 Minuten zu verlassen und uns am Sportplatz zu versammeln. Ich zog ... einen ganz neuen Anzug an. Kaum war ich fertig, erschienen schon die Partisanen wieder. "Herunter mit dem Anzug!", schrie mich der eine an; ja sogar meine neue Perlwäsche wurde mir vom Leib gerissen. Den Anzug hat der Kerl sofort selbst angezogen. Aus dem Schrank wurde mir eine alte Schifferkluft hingeworfen.

Mit einem Holzwägelchen, beladen mit Betten, Mäntel, Wäsche, Schuhe, einigen Lebensmitteln und mit schnell und wahllos zusammengerafften Habseligkeiten, und einem Rucksack am Rücken zog ich in das unbekanntes Schicksal. Am Sportplatz durchstöberten Tschechen und Russen das Gepäck; was ihnen brauchbar erschien, wurde weggenommen, vom Rasierapparat und Füllfederhalter bis zur Wäsche und den Schuhen.

Bei dieser Leibesvisitation wurden mir 25.000 Kc abgenommen. In einem endlosen Zug formiert, wurden wir unter Fluchen, Schimpfen, mit gelegentlichen Kolbenstößen und Peitschenhieben durch die Stadt nach Helenenthal getrieben. Auf Alte und Gebrechliche wurde nicht Rücksicht genommen. In einem einzigen 3stöckigen Fabrikgebäude, das ... als Lagerraum für Fertigwaren und Wolle gedient hatte, wurden etwa 5.000 Menschen hineingestopft. Eine einzige schmale Stiege verband die 3 Stockwerke. ...

So kam es, daß die schmalen Stiegen während des Tages und in den Nachtstunden so verstopft waren, daß man von Glück sprechen konnte, wenn man diesen Engpaß in einer halben Stunde passiert hatte. Geschlafen – wenn sich überhaupt ein Schlaf einstellte – wurde auf den bloßen Brettern. Aufregend und nervenzermürend waren die Schreie und Hilferufe der Frauen und Mädchen, wenn sich die Russen ein Opfer holten. Aufgeregt horchten die Männer, ob es nicht ihre Frauen und Töchter waren. (Sogar) 14jährige wurden mißbraucht.

Anfangs stand nur eine Latrine zur Verfügung, später waren es 2 Latrinen. ... In diesem Lager stand kein Wasser zur Verfügung. Bis 11 Uhr nachts schleppten die Buben das Wasser für die Kochkessel mit einem Wagen und Fässern mühsam von dem fast ein Kilometer entfernten

Brunnen heran. Einmal am Tag gab es Suppe. ...

Täglich mußten die Männer und die Jugendlichen antreten, die dann in Arbeitskolonnen eingeteilt wurden und in die Stadt marschierten.

Am 26. Mai erhielt ich vom Narodni Vybor den Befehl, ... die Leitung des zu errichtenden Internierungslagers in Obergoß zu übernehmen. In Obergoß, ein Kilometer westlich von Iglau entfernt, war ein Barackenlager des gewesenen Reichsarbeitsdienstes. Seit der Besetzung Iglaus wurde es von den Russen als Sammellager für deutsche Kriegsgefangene benützt.

Noch am selben Tag wurde ich von zwei tschechischen Soldaten mit aufgefanztem Bajonett in das Lager nach Obergoß eskortiert. Am Weg dorthin erlebte ich den gleichen Elendszug, wie ich ihn selbst nach Helenenthal mitmachen mußte. Wieder zogen 2.000 bis 3.000 Landsleute aus einem Stadtviertel, bepackt mit Koffern, Schachteln und Rucksäcken, mit Wägelchen, Schubkarren, Kinderwagen, weinend und verzweifelt, dem neuen Lager unter der üblichen Partisanenbegleitung zu.

Das Lager stand damals noch unter russischer Bewachung. In einer Baracke waren noch kranke deutsche Kriegsgefangene untergebracht und in einer zweiten, dem Arrestlokal des Reichsarbeitsdienstes, befanden sich Kriegsgefangene in Haft.

Im Lager selbst erwartete mich der gewesene Bankbeamte Meisel in tschechischer Offiziersuniform. Obzwar er Jude war, hatte er Iglau in der nationalsozialistischen Zeit nicht verlassen müssen, da er mit einer deutschen Christin verheiratet war. Er hatte als Kanzleikraft in dem Depot für beschlagnahmtes bewegliches jüdisches Eigentum gearbeitet. Ihm war vom Narodni Vybor, beziehungsweise von der eigens aufgestellten tschechischen Evakuierungskommission, die Oberleitung über sämtliche deutsche Internierungslager in Iglau übertragen worden. Während meine Landsleute in das Lager einströmten, gab mir Meisel kurz einige Anweisungen über meine Pflichten als Lagerleiter.

Schnell mußte ich organisieren und improvisieren. Die erste Aufgabe war die Verteilung der Familien auf die einzelnen Baracken und die Reinigung der Räume, die in dem Zustand waren, wie sie die Kriegsgefangenen zurückgelassen hatten. Nur durch die Hilfe und das volle Verständnis der Landsleute, denen ich heute noch zu großem Dank verpflichtet bin, war es möglich, alle bei den Unzulänglichkeiten einigermaßen unter Dach zu bringen und wenigstens für die Alten und Gebrechlichen eine Lagerstätte zu sichern.

Das Lager war ein Bild des Jammers. Zugeteilte Verpflegung gab es für die ersten Tage überhaupt nicht, am schrecklichsten war dieser Zustand für die Kleinkinder, die dann im Laufe der weiteren Internierung auch vielfach starben. In der zweiten Woche wurde mir fast täglich der Tod von Kindern gemeldet, die ohne Totenschein und Formalität auf dem nahen Friedhof begraben wurden. Die Arbeitskolonne, die dort Totengräberdienste versah, führte die toten Kinder auf einem Wägelchen weg. Durch diese Landsleute erfuhr ich, wer begraben wurde, wer sich in Verzweiflung das Leben nahm. Sie brachten mir auch die Meldungen über die Erschießung der Landsleute beim Kugelfang der militärischen Schießstätte.

Bereits am 28. Mai erwirkte ich mir durch Meisel die Bewilligung, einige mir für die Herrichtung des Lagers fehlende Handwerker und kochkundige Männer aus dem Helenenthaler Lager zu holen. Mit diesen Männern und mit einem Stab von opferbereiten Mitarbeitern war es mir möglich, die äußere Lage und Verhältnisse verwaltungsmäßig zu meistern.

Die ersten Tage standen wir unter russischer Bewachung, der einige tschechische Partisanen zugeteilt waren. Tagsüber ließen uns die Russen in Ruhe, aber kaum waren die Abendstunden da, so kamen sie haufenweise aus der Stadt (das Obergoßer Lager lag der Stadt am nächsten) und holten sich die Frauen und Mädchen, ja sogar Kinder.

Heute noch höre ich das Schreien und Wehklagen der Mütter und der Entführten. Erst später wurde die Bewilligung eingeführt, daß die Geschändeten am nächsten Morgen im Krankenhaus behandelt wurden. Wo ich nur konnte, verberg ich so manches Mädels in meiner Dienst-

baracke oder in der Krankenbaracke, die Russen drangen aber auch dort hinein. Es kam einige Male vor, daß die Russen Mädchen holten, sie kilometerweit wegführten, sie an einem Feldrain schändeten und sie dann halbnackt in das Lager zu Fuß zurückschickten.

Eine Frau, auf die die Russen es durch die Angeberei und den Haß eines Tschechen besonders abgesehen hatten, wurde in einer Nacht viermal aus der Krankenbaracke herausgeholt. Als ich einmal ein Mädchen schützen wollte, setzte mir ein Russe die Maschinenpistole auf die Brust, nur das Eintreten eines russischen Offiziers rettete mir das Leben.

Nach einigen Tagen übernahmen tschechische Soldaten die Lagerwache. Sie stammten meist aus Trebitsch und Umgebung. Lagerkommandant war der Leutnant Hobza, ein Trebitscher Lehrer, der diese Stellung bis zu unserer Vertreibung innehatte. Er stand ganz unter dem Einfluß seiner Landsleute. Ich brauche wohl nicht erst zu betonen, daß die verantwortliche tschechische Befehlsstelle mit Absicht und planmäßig nur ausgesprochene Deutschhasser, auf die sie sich verlassen konnte, als Wächter der Lager einsetzte, darunter brutale Gesellen, die vor keiner Grausamkeit und Schandtats zurückschreckten und ihren bestialischen Trieben und Rachegehrn freien Lauf ließen.

Der Wahrheit wegen sei aber gesagt, daß der eine oder andere Soldat mir abseits unter vier Augen andeutete, daß er so manches mißbillige. Ich hatte oft den Eindruck, daß diese Genossen sich gegenüber mißtrauten und fürchteten. Was der eine willensmäßig tat, machte der andere zur Wahrung der befohlenen Behandlungsmethode und zum Nachweis seiner Linientreue.

Obzwar Hobza an den Prügeleien, Grausamkeiten und perversen Exzessen sich selbst nicht beteiligte, so verhinderte er sie nicht, und vieles geschah mit seinem Wissen und sicherlich auch auf seinen Befehl. Er war verheiratet, das hinderte ihn aber nicht, ein hübsches Mädchlein, die er sich als Maschinenschreiberin in seiner Baracke zulegte, zu zwingen, auch nachts bei ihm zu bleiben. Das Schänden deutscher Frauen und Mädchen hatte mancher Tscheche von den Russen bald gelernt.

Hobza war, wenn keine tschechischen Zuhörer anwesend waren, manchen Bitten und Vorstellungen zugänglich, meist aber unbewegt und mitleidslos. Es kam des öfteren vor, daß die tschechische Wache mich hinderte, in seine Baracke zu gehen, wenn sie annahm, daß ich wieder eine Beschwerde vorzubringen habe.

Man muß sich nur vorstellen, in welcher seelischen Situation ich war. Auf der einen Seite kamen alle Landsleute vertrauensvoll und hilfesuchend zu mir, ihr ganzes Leid mußte ich mittragen, auf der anderen Seite aber war ich machtlos, konnte nichts ändern, nur bitten und vorstellig werden und meine Landsleute nur mit Worten trösten. Beim kleinsten Vergehen der Internierten gegen die Lagerordnung - menschlich gesehen waren es überhaupt keine Vergehen oder Übergriffe - wurde ich zur Verantwortung gezogen. Geohrfeigt wurde ich genauso wie die anderen, trotz der Lagerleitung und meiner damals 55 Jahre.

Wenn jemand zum Rechtsanwalt gehen wollte, um sich ehelich scheiden zu lassen (die Ehescheidungen waren aus materiellen und nationalen Gründen an der Tagesordnung) oder wegen Schändung ins Krankenhaus geschickt wurde oder eine Vorladung zu einem Amt bekam oder als Spezialarbeiter und Handwerker und in ähnlichen Fällen von auswärts verlangt wurde, so hatte ich die Aufgabe, einen Passierschein auszustellen.

Einmal wurde eine Frau, der ich für den Besuch des Rechtsanwaltes einen Passierschein ausgestellt hatte, von einer tschechischen Militärpatrouille in ihrer Wohnung angetroffen. Man stellte mich zur Rede, ich erklärte den Tatbestand, den man aber nicht anerkennen wollte. "Ich lüge nicht." - "Jeder Deutsche lügt", war die Antwort.

Die ganze Wache fiel über mich her, schlug mit Gewehrkolben, Fausthieben und Fußtritten auf mich ein. Blutend aus Nase, Ohr und Mund, mit Kopfwunden und blauen Körperflecken blieb ich liegen. Als ich mich später mühsam in meine Baracke schleppte, erschien ein älterer

intelligent aussehender Soldat mit der bekannten Armbinde der tschechischen Gestapo und tröstete mich mit teilnehmenden Worten. Er sagte mir: "Ich kann diesen Mißhandlungen nicht mehr zusehen, wenn es nicht anders wird, bleibt mir nichts anderes übrig, als mich selbst zu erschießen."

Wie oft hatte ich selbst daran gedacht, diesem Elendsleben ein Ende zu machen, nur der Gedanke an meine Familie hielt mich aufrecht. Heute noch leide ich an den Folgen der damaligen Prügelzene.

Ein anderes Mal kam ein etwa 17 bis 18jähriger Partisan und rief in die Dienstbaracke: "Wo ist der Lagerleiter - "Hier!" rief ich und blieb sitzen.

"Du deutsches Schwein, weißt Du nicht, daß Du vor jedem Tschechen aufzustehen hast!" Und schon fielen unter dem Gelächter der Soldaten die Ohrfeigen, bis ich blutete.

Ich führe diese persönlichen Erlebnisse an, weil es vielen meiner mitleidenden Landsleute nicht besser ging. Prügel mit den Klopffeitschen, die in den Lagern des Reichsarbeitsdienstes in Mengen gefunden wurden, waren an der Tagesordnung. Ganze Reihen von Männern mußten auf den Zehenspitzen mit erhobenen Händen mit dem Gesicht zur Wand stehen, und jeder vorbeigehende tschechische Soldat stieß sie an die Holzwand, bis die Nase blutete. Und der Grund war, daß sie nach Ansicht der Tschechen zu wenig gearbeitet hätten. ...

In den Abendstunden, nach der Rückkehr der Internierten von der Arbeit, erschien immer die tschechische Gestapo, um Verhöre in der Offiziersbaracke durchzuführen und Verhaftungen vorzunehmen. Bis tief in die Nacht hörte man die Schmerzensschreie der Geprügelten. Es genügte, den gleichen Familiennamen einer gesuchten Person zu haben, um vorgeführt zu werden. Ich erinnere mich, daß man alle Iglauer, Männer wie Frauen, die den Namen K., S., Kr. u.a. hatten, aufrief und sie durch Martern zu Aussagen über Verwandte und Namensgleiche zwang.

Angestellte deutscher Ämter und Firmen wurden zu Mitteilungen in rohester Weise gezwungen. Irgendeine Denunziation von tschechischer Seite genügte, um eingesperrt zu werden, und wie es sich in der Folge zeigte, jahrelang in Gefängnissen und in Arbeitslagern ein trauriges Los zu fristen. Welches Ausmaß diese Verhaftungen annahmen, möge eine Tatsache am Rand illustrieren. Drei Tage hintereinander wurden mir die Köche vom Kochkessel weg verhaftet, den vierten rettete ich nur dadurch, daß ich ihn mit seiner Familie als landwirtschaftlichen Arbeiter weit weg von Iglau abkommandieren ließ.

Der furchtbarste Mensch, ich möchte fast lieber sagen Bestie, war der Leiter der im Lager errichteten Nebenstelle des Arbeitsamtes, namens Cutka. Wo er konnte, prügelte er, schimpfte er und hetzte ständig die Lagerwache, die dann später öfters abgelöst wurde, zum Teil sogar täglich, zu allerhand Übergriffen auf. Einige Male wurden von den Soldaten eigenmächtig so unter der Hand Gepäckuntersuchungen nach Rauchwaren vorgenommen. Was diesen Herrschaften gefiel, ging mit.

Cutka, ein charakterlich und moralisch gemeingefährlicher und perverser Mensch, drang mit einigen Soldaten in den Baderaum ein, in dem einige etwa 16 bis 18jährige Mädchen, die hinfobehlen wurden, badeten. Was diese Gesellschaft von den Mädchen verlangte und sie auch teilweise zu tun zwang, überschreitet jede Schilderung.

Um 4.15 Uhr wurde im Lager geweckt. Nach dem Reinigen der Baracken, Waschen und Frühstück gab es einen Morgenappell, bei dem die Arbeitskolonnen für die Arbeiten in der Stadt und im Lager auf Anordnung Cutkas eingeteilt wurden. Diejenigen Landsleute, die den ganzen Tag außerhalb des Lagers arbeiteten, bekamen kein Mittagessen und wurden nur abends einmal verköstigt.

Meine Frau und mein damals 14jähriger Sohn waren bei den Aufräumarbeiten im Militärhospital eingeteilt. Der dort beaufsichtigende tschechische Unteroffizier benahm sich menschlich. Er duldete es, daß die Frauen zu Mittag versteckt Suppen kochten und stellte so-

gar heimlich Lebensmittel zur Verfügung. Meinem Sohn, der für das Kohlenschaufeln ungeeignete Beschuhung hatte, schenkte er ein Paar feste Militärschuhe.

Abends fanden die allseits gefürchteten Abendappelle statt, die oft Stunden dauerten und zu denen auch die alten Leute antreten mußten. Die aus der Arbeit aus der Stadt kommenden Landsleute wurden beim Eingang ins Lager einer gründlichen Leibesvisitation nach mitgebrachten Lebensmitteln unterzogen. Diejenigen, bei denen etwas gefunden wurde, mußten bei der Wache zurückbleiben und wurden je nach Laune der Soldaten bestraft.

Die tagsüber im Lager Verbliebenen wurden mit Küchen-, Aufräumungs- und handwerklichen Arbeiten beschäftigt. Die Jugend unter vierzehn Jahren und zurückgebliebene Mütter besorgten unter dem Kommando eines groben tschechischen Gärtners die Gartenarbeiten, das heißt den Anbau von Kartoffeln und Gemüse auf dem mit großer Mühe umgestürzten Rasenplatz im Inneren des Lagers.

Um die Verpflegung zu sichern, wurden Arbeitskolonnen aufgestellt, die aus den von den Deutschen verlassenen Häusern die eingekellerten Kartoffel- und Gemüsevorräte auf Wägelchen ins Lager brachten. Von der tschechischen Verwaltung wurden Hülsenfrüchte, Mehl, Brot, Kaffee-Ersatz, Fettstoffe und Zucker zur Verfügung gestellt. Ich bestellte einen Wirtschaftsführer, dem die Verwaltung der Lebensmittel und die Oberaufsicht über die Küche zufiel. In der späteren Zeit wurde eine eigene Kinderküche bewilligt, in der die Mütter den Brei oder die Suppe für ihre Kleinkinder selbst und dann, die letzten Tage, unter einer bewährten einheitlichen Leitung einer deutschen Frau kochen durften.

Die Krankenbaracke war in der Betreuung eines internierten deutschen Arztes, dem freiwillige Helferinnen zur Seite standen. Schwer Erkrankte und Todeskandidaten wurden durch Vermittlung des Roten Kreuzes in die gewesene Polizeikaserne auf dem Brünnerberg gebracht. Die Arzneien wurden etwa gegen Mitte Juni gegen Bezahlung aus den Mitteln der Erkrankten aus einer Apotheke geholt.

Nach 9 Uhr abends durfte niemand die Baracke verlassen, durch diese Anordnung ergaben sich wegen der Latrinenbenützung ständige Schwierigkeiten. Ich selbst mußte bis 11 Uhr nachts zur Verfügung stehen. Da ich auch in der Nacht einige Male aus der Baracke geholt wurde, gab es für mich oft nur zwei, höchstens vier Stunden Schlaf. Um mich wenigstens tagsüber zu entlasten, bat ich um die offizielle Bestellung eines Stellvertreters, die mir auch in den letzten Tagen zugestanden wurde.

Für die Erledigung der schriftlichen Arbeiten hatte ich eine Lagerkanzlei eingerichtet und fand eine Reihe von verlässlichen Mitarbeitern, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin. Passierscheine, Arbeitsnachweise, Präsenzlisten, Verpflegungsmeldungen, private schriftliche Angelegenheiten der Internierten usw. wurden in dieser Lagerkanzlei erledigt.

Am 23. Juni erschien eine russische Offiziersfrau im Lager mit dem Ausweis des russischen Stadtkommandanten, um sich ein deutsches blondes Kind zur Adoptierung auszusuchen. Bereits schon zweimal vorher war durch russische Offiziere dasselbe Ansinnen gestellt worden. Derjenige, der diese Szenen nicht miterlebt hat, kann sich gar nicht vorstellen, welche Angst und welche Panik unter den deutschen Müttern damals entstand. Trotz der Proteste, Bitten, Jammern und Weinen wurde doch das Kind weggeschleppt.

Am 24. Juni ging der erste große Transport aus dem Lager weg, nachdem am Vortag Listen jener Landsleute aufgestellt werden mußten, die angaben, nicht Mitglieder der gewesenen NSDAP gewesen zu sein. Ich selbst als Lagerführer war der Meinung, daß es sich um die Verschickung in ein anderes Arbeitslager oder um Landarbeiten handeln würde, zumal vorher kleinere Gruppen auf Dörfer der weiteren Umgebung abgingen.

Doch schon am nächsten Tag sickerte die Meldung durch, daß dieser Transport über Stannern nach Österreich ging. Vor Abgang dieses Transportes wurde abermals eine genaue Durchsuchung des Gepäcks durch die tschechischen Soldaten durchgeführt.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Seifersdorf am 5. Mai 1945

Erlebnisbericht der Bäuerin Elisabeth P. aus Seifersdorf, Kreis Jägerndorf im Sudetenland (x005/222-223): >>Mit dem 5. Mai des Jahres 1945, der uns die Russen als Besatzung brachte,

war für uns eine unruhevolle Zeit angebrochen. Schon am ersten Abend kamen unsere Nichten, die als Flüchtlinge bei der Schwiegermutter im Nebenhaus wohnten, atemlos ange laufen, wir sollten sie doch verstecken, sie würden sonst von den russischen Soldaten ver gewaltigt. Das war ... der Anfang. Junge Mädchen ließen sich dann nur noch selten blicken. Sie versteckten sich, wo es möglich war, vor den Russen war keine Frau sicher, auch ältere Frau en nicht. ...

Am ... Tag wurden dann unsere beiden Pferde mit Geschirr und Wagen geraubt. Das Haus wurde wohl wenigstens 20mal von oben bis unten durchsucht, angeblich um Waffen zu su chen. Wertvolles, wie Schmuck, gute Kleider und Stiefel, wurde mitgenommen. In der fol genden Nacht wurde die Haustür mit einer Hacke eingeschlagen, weil nicht rasch genug ge öffnet wurde. Ein Offizier und 5 oder mehr Männer kamen herein, durchsuchten jeden Winkel und nahmen mit, was ihnen gefiel.

Zum Schluß mußte mein Mann seine Taschenuhr suchen, die er versteckt hatte. Man schlug ihn so lange, ... bis ihm schwindelig wurde. Dann mußte er mitgehen und ihnen die nächsten größeren Bauernhöfe zeigen. Diese Nacht werden wir wohl nie vergessen. Wir waren 3 Frau en, 5 Kinder und ein Mann. Es war nur den Kindern zu verdanken, daß die Russen uns Frauen in Ruhe ließen und wir damals mit dem Schrecken davonkamen.

Später war man schon klüger. Man sprang, wenn es nicht anders ging, schnell zum Fenster hinaus. Wir schliefen dann wochenlang nicht mehr im Haus, sondern verkrochen uns in der Scheune oder im Stall. Viele hausten im Wald ...

In nächster Zeit mußte dann Vieh abgegeben werden. Von uns wurden drei Kühe verlangt. Bei dieser Gelegenheit wurde unser Radio-Apparat mitgenommen. Einige Wochen später kam der Befehl, sämtliches Rindvieh, bis auf eine Kuh, die jedes Haus behalten durfte, abzutreiben. Die tschechische Miliz hatte uns geraten, ein paar Kühe in die Nachbarhäuser zu verteilen, wo sonst keine gehalten wurden. Wir hatten ... auf diese Art mit größter Mühe und Anstrengung fünf Kühe gerettet.

Es war für uns als Bauern ein fürchterlicher Anblick, wenn wir den fast leeren, modern einge richteten Stall betraten, der erst vor kurzem erbaut und uns, besonders meinem Mann, viel Arbeit und Schweiß gekostet hatte, in dem nun nur eine Kuh, zwei abgesetzte Kälber und zwei Ziegen standen. So schade es auch um unseren schönen, gesunden Viehstand war, mußte man sich eben damit abfinden, wir hatten den Krieg verloren, es mußten eben Opfer gebracht werden, hoffte man ja doch, in einigen Jahren durch Fleiß und Arbeit diese Lücke wieder zu schließen.

In den nächsten Tagen folgten Verhaftungen der führenden Männer, wie Bürgermeister, Bau ernführer und Parteimitglieder.

Es war am 12. Juni in der 6. Morgenstunde, wir waren im Stall, ... als man mit Gewehrkolben an die ... Stalltür schlug. Bald sahen wir, daß es tschechische Soldaten waren, die uns heraus trieben, ins Haus stürmten und die Kinder aus dem Schlafe rissen und halbnackt auf die Straße trieben. ... Jedes Haus wurde nun gestürmt, die Leute wurden herausgetrieben, die Männer von den Frauen getrennt und nach Waffen durchsucht. ... Junge Mädchen, die durch den Tu mult erwachten, flohen in die Kornfelder, sie glaubten sich von Russen verfolgt.

Die Tschechen umstellten die Felder und schossen wüst herum. ... Nun ging es im Schnecken zug zur Schule. Nach stundenlangem Warten verkündete man uns, daß die Frauen heimgehen könnten. Männer und Jungen über 10 Jahre mußten bleiben. Wir sollten ihnen Mittagessen bringen. Sie wurden in einem kleinen Gasthaussaal zusammengepfercht. ... Am nächsten Tag

rief (man) ... uns wieder zusammen. Dieses Mal wurden wir auch interniert. Frauen mit Kindern und solche ohne Kinder wurden getrennt.

Wir schliefen mit den Kindern in einem Saal auf altem, dreckigem Stroh, andere lagen in der Schule auf dem harten Fußboden. Jede Nacht kamen Russen, um sich Frauen und Mädchen zu holen. ... In der Schule ritt ein Russe mit seinem Pferd bis in den 1. Stock ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Tetschen am 10. Mai 1945

Erlebnisbericht des Professors Dr. Emil H. aus der Stadt Tetschen im Sudetenland (x005/277-278): >>Wegen eines Herzleidens war ich vom 1. bis 12. Mai im Tetschener Krankenhaus. Am 7. Mai 1945 hörte man aus Richtung Schneeberg starken Geschützdonner.

Am 8. Mai, kurz nach Mittag, erlebte Tetschen den ersten verlustreichen Fliegerangriff, der sich abends wiederholte. Schreckliche Szenen spielten sich da im Keller des Krankenhauses ab, da die vielen Verwundeten alle ins Krankenhaus gebracht wurden. In Tetschen und Bodenbach brannte es an vielen Orten.

Am 9. Mai erfolgten früh noch Sprengungen in der Bensener Gasse. Nun sah man, erst zaghaft, dann allgemein die Häuser weiß beflaggt. Tetschen war mit schlesischen Flüchtlingen vollgepfropft. Auch in unserer Wohnung in der Lausitzer Straße waren bis 20 Flüchtlinge untergebracht.

Am 8. Mai erschien in Tetschen vorerst eine polnische Brigade, die in den Häusern hauste und plünderte. Uns gegenüber im ... Garten war das Plünderungsgut an Kleidern, Wäsche, Radios, Betten, Schreibmaschinen hoch aufgetürmt.

Am 10.5. kam die russische Soldateska. Diese setzte die Plünderungen fort. Die Wohnungen, in denen sie hauste, waren hernach verwüstet und beschmutzt. Es war ein Grauen, dies zu sehen. Die Russen suchten vor allem Schnaps und Weiber, letztere waren ihr Freiwild. In der Nacht hörte man die Hilferufe der Mädchen und Frauen, die vergewaltigt wurden. Es traute sich niemand auf die Straße, doch die Frauen mußten sich über Nacht sichere Verstecke suchen, Magazine und Elbkähne wurden geplündert, auch die Bevölkerung versorgte sich mit Fett, Schokolade, Suppenwürfeln, Tabak usw. Zivilisten, die man auf der Straße sah, wurden zu Arbeiten kommandiert, ohne daß die Familie von ihren Arbeitsplätzen Kenntnis hatte.

Der Nachbar unseres Grundstückes, Schlossermeister G., wurde von den Russen erschossen. In unserer Wohnung übernachteten Frauen und Mädchen, um sich vor den Russen zu schützen, denn in unserer Schule befand sich ebenerdig ein Reserve-Lazarett.

Unsere Lehrerinnen im anderen Gebäude flüchteten auf den Schulboden. Dort stand ein Pferdeskelett. Vor diesem hatten sich die Russen, die den Boden mit einer Taschenlampe ableuchteten, offenbar gefürchtet, und die Lehrerinnen waren gerettet. In einem Haus nahe von dem unsrigen hatten die Russen zwei 15jährige Mädchen vergewaltigt. Besonderes Interesse hatten die Russen auch für Uhren, und deshalb machten sie ständig Kleidervisite auf der Straße.

Am 19.5. kam das sehnlichst erwünschte tschechische Militär. Nun wird Ordnung werden, so hofften wir alle. Aber welche Enttäuschung (erlebten wir, denn) sie brachten erst die Hölle. Oft mußten selbst die Russen gegen die Tschechen um Hilfe gebeten werden, die sie oft erfüllten, insofern es sich nicht um Jagd auf Frauen handelte. Nun gab's Plünderungen, die Tschechen nannten ... (sich) "Kommissionen", die angeblich nach Waffen suchten. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Karlsbad am 11. Mai 1945

Erlebnisbericht des Oberrechtsrats Dr. Hans von S. aus der Stadt Karlsbad im Sudetenland (x005/642-649): >>Es blieb ... zunächst alles unverändert, alle Beamten, Angestellten und Arbeiter taten weiter ihren Dienst, die Verwaltung lief reibungslos weiter. ...

Die US-Truppen, auf deren Einmarsch wir schon tagelang warteten, kamen noch immer nicht. ... Es wurde ... mit großer Erleichterung begrüßt, als am 10. Mai der Drahtfunk die Mitteilung

brachte, ... daß Karlsbad zur Besatzungszone der amerikanischen Truppen gehöre.

Als ich am ... 11. Mai 1945, früh ins Amt ging, wimmelte es in der Stadt von fremden Soldaten, die im Begriffe waren, alle Brücken zu besetzen. Es waren Russen, die in der Nacht gekommen waren. ...

In Karlsbad verursachte der Einmarsch der Russen zunächst eine Selbstmordepidemie großen Umfangs unter den Deutschen. ... Die Straßen waren menschenleer, es herrschte eine ... unheimliche Atmosphäre. ... Als wir den Heimweg antraten, kam uns beim Anfang der Friedhofsstraße ein Lastwagen, von Pferden gezogen, entgegen. ... Als (dieses Fuhrwerk) an uns vorüberkam, sah ich, daß unter einer Plane Menschenfüße lagen, nackte Füße und bestrumpfte oder beschuhte Füße. Es waren wohl ... Opfer der Selbstmordepidemie. ...

Die größte Tragödie hatte sich im Hause ... der Familie des braven Stadtinspektors Ferdinand T. abgespielt. Eine ganze, aus 8 Personen bestehende Familie ging damals in den Tod. ...

Es begann damit, daß man den Deutschen die Telefone abschaltete. Bei mir geschah dies am ... 12. Mai. ...

Von größerer Tragweite war ... die Anordnung, daß alle Deutschen auf der Straße eine weiße Binde von 8 cm Breite am linken Arm zu tragen haben. Diese weiße Binde wurde von da ab zur Quelle dauernder Quälereien. ...

Trotzdem war ich stolz darauf, die Binde tragen und mich als Deutscher bekennen zu dürfen. ... "Farbe tragen, heißt Farbe bekennen!" ... Jetzt mußte jeder Deutsche, ob er es wollte oder nicht, Farbe bekennen. Viele allerdings gab es, die alles Mögliche unternahmen, um sich dieser Pflicht zu entziehen. Das war natürlich riskant, und mancher mußte es büßen. Andere allerdings hatten wenigstens zeitweise Erfolg damit. Die weiße Binde blieb uns bis zum Tage der Einlieferung in das Aussiedlungslager treu.

Am 24. Mai zogen die Amerikaner wieder aus Fischern ab. ... Nach Karlsbad kamen aber immer wieder einzelne US-Offiziere, auch Mannschaftspersonen und Zivilisten. Sie wußten also wohl, was sich bei uns abspielte. (Der Abzug der amerikanischen Truppen aus der CSR wurde am 1. Dezember 1945 beendet).<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Österreich

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Grünbach an der Thaya, Rückkehr der geflohenen Jugoslawien-Deutschen Ende Mai 1945

Erlebnisbericht des Professors J. P. aus Neusatz in Jugoslawien (x006/110-112): >>Nach Ungarn überfluteten sie bald Österreich, und es blieb kein Dörflein, in das sie nicht eingedrungen wären. Es kamen wieder entsetzliche Tage.

Unser Bauernhaus wurde von einem Dutzend Rotarmisten besetzt, die etwa 18-20 Jahre alt waren. ... In unserem Zimmer hielten sie auf Bilder, Schränke und auf die Pendeluhr Schießübungen ab. Nachts stürmten sie besoffen in unsere Zimmer und suchten unter den Betten nach Hitler; mit brennenden Strohfackeln liefen sie in der Scheune herum.

Tagelang verbargen sich unsere Töchter und die Tochter des Bauern in einer verrammelten kleinen Kammer ... vor den ... Wüstlingen. Wir blieben vielleicht darum vor den schwersten Mißhandlungen verschont, weil ich mich mit ihnen serbisch verständigen konnte.

Vor der Ankunft der Russen lag im Dorf eine zersprengte ungarische Artillerie-Abteilung. Vor ihrer Flucht gegen Westen verschenkten die Soldaten ihre bisher geretteten Güter. Mein 8 Jahre alter Enkel brachte eines Tages zwei Militärpferde mit neuem Roßgeschirr, er bekam sie von einem Unteroffizier zum Andenken. Wir stellten die Tiere in den Kuhstall, doch dieselbe Nacht wurden sie gestohlen.

Die Lage wurde jeden Tag unerträglicher. Wir konnten die vor Furcht zitternden Töchter nicht in der feuchten Speisekammer lassen und entschlossen uns, die Wanderung wieder aufzunehmen. Dies taten wir, weil wir von anderen geflüchteten Landsleuten hörten, daß die Jugoslawen ihre schwäbischen Untertanen zurückriefen, ohne an ihnen Repressalien zu üben. Es liefen tatsächlich jugoslawische Agenten in Österreich und Deutschland herum, die die Flüchtlinge zur Heimkehr überredeten und ihnen bis zur jugoslawischen Grenze Autobusse zur Verfügung stellten.

Wer wollte nicht nach so schweren Entbehrungen gerne in seine Heimat zurückkehren! Wen lockte nicht das eigene bequeme Haus, der blühende Rosengarten? Die unhaltbare Lage, in der unsere Töchter waren, die panische Angst vor den gewalttätigen Horden zwangen uns, die gewagte Reise durch Wien und Budapest nach Neusatz zu unternehmen.

Ein ungarischer Flüchtling hatte zwei Wagen. Den einen, den er von den Artilleristen bekam, stellte er uns zur Verfügung. Unser Pferd war ein großes, mageres Tier, es biß und schlug aus; es war jedesmal ein Wagnis, wenn es angeschirrt werden sollte. - Unter Segenswünschen unseres Hausherrn fuhren wir ab.

Die vermummten Frauen hielten sich hinter den Koffern und Schachteln (versteckt), sooft russische Soldaten sichtbar wurden. ... 8 Tage lang dauerte der Weg bis Wien. Es war eine schreckliche Reise. Nur die gütige Vorsehung bewahrte uns vor dem Untergang. Tausende von Wagen und Kanonen surrten an uns in entgegengesetzter Richtung vorbei. Dutzende Eroberer schauten in unser aus Säcken zusammengeflicktes Zeltdach nach Beute. Dreimal drohten sie, mich zu erschießen. Wir rasteten in Wäldern, schliefen auf dem nassen Boden, stießen auf geschlossene Türen und verhärtete Herzen, bettelten um Brot und Milch für die hungrigen Kinder.

Unser alter Gaul konnte sich nach Tagen kaum mehr schleppen; bei jeder Erhöhung halfen wir den Wagen schieben. Ich ging meist zu Fuß, um das überlastete Tier zu schonen. In Wien hofften wir in der alten Wohnung ausruhen zu können, doch war diese schon von einer rohen Kommunistin besetzt.

Krank und apathisch trotteten wir weiter. Pferd, Wagen und wir selbst waren derart herabgekommen, daß uns die Leute mit Bedauern nachschauten; in unseren Seelen aber wuchs immer mehr der Zweifel, ob wir unsere Heimat noch einmal zu sehen bekommen. Unterwegs fanden

wir entvölkerte Dörfer. ...Wir hätten uns gern in einem herrenlosen Haus niedergelassen, wenn uns nicht die herumliegenden Kadaver, Schmutz und Läuse weitergetrieben hätten.

Am 30. Mai 1945, morgens um 5 Uhr, überschritten wir die österreichisch-ungarische Grenze. Wir rechneten damit, hier aufgehalten zu werden, doch fanden wir beim Grenzstein niemanden. Um lästigen Untersuchungen auszuweichen, fuhren wir auf Nebenwegen. Da aber wurden wir von zwei alten bewaffneten Männern angehalten. Sie fanden unsere alten, schon ungültigen Pässe in Ordnung, als wir aber als unser Reiseziel Neusatz nannten, schüttelten sie die Köpfe und behaupteten, daß wir nicht einmal Györ erreichen würden, da alle Brücken gesprengt seien. Unser Pferd wollte nicht mehr anziehen, und die Räder schrieben verdächtige Achter in den Sand. –

Unsere ungarischen Reisegegnossen waren hinter der Grenze wie ausgetauscht. In Österreich waren sie auf meine Dolmetscherdienste angewiesen, jetzt verhielten sie sich abstoßend und wurden nicht fertig, über die Schwaben zu schimpfen, banden mir sogar noch das letzte Säckchen Hafer ab.

... Wir wollten zurück in unsere Heimat, nach Neusatz, mußten aber ... erfahren, daß alle Brücken, auch viele Straßen gesprengt waren und der Eisenbahnverkehr lahmgelegt war. An Leib und Seele gebrochen, enttäuscht und ratlos standen wir da - mit 3 kleinen Enkeln - wir wußten noch nicht, daß ihr Vater in russischer Gefangenschaft sterben mußte. ...<<